

Löffel und Pantoffel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Löffel und Pantoffel

„Über den Löffel balbieren.“ Es läge nahe, diese Redensart mit „Laffe“, „Läffel“ in Verbindung zu bringen. Ohne weiteres ergäbe sich daraus ihr tatsächlicher Sinn: einen Unerfahrenen betrügen, übers Ohr hauen. — Bleiben wir jedoch ganz konkret beim Wortsinne des Löffels. Das Schweizerische Idiotikon weist mit folgendem Spruch auf die Entstehung der Redensart hin:

Het nid nur ein — zwo Löffel g'füert
und het mi über bed balbiert.

Er weist uns in eine Barbierstube von Anno dazumal. Die Bartschärer brauchten nämlich in alter Zeit einen Löffel, um eingefallene Backen von der Mundhöhle her auszuspannen und so das Rasieren zu erleichtern. Die Prozedur mit dem hölzernen Löffel — immer dem gleichen für die ganze wartende Kundenreihe — mochte wohl angehen für einen gemeinen Mann; den vornehmen Gast hingegen durfte man kaum so wenig taktvoll bedienen: er ließ sich nicht über den Löffel balbieren. Die üble Bedeutung des Ausspruchs ist dadurch hinlänglich erklärt. Der Nebenbegriff des heimlichen Betrogenmerdens im Wort barbieren oder balbieren mag auch hierin zu suchen sein, daß der Kunde in der spiegellosen Stube des Bartkünstlers nicht merken konnte, wenn hinter seinem Rücken ein übler Streich ausgeheckt wurde.

* * *

Mit der Heirat kommt die Frau unter die Haube — mancher Ehemann aber gerät dadurch unversehens „unter den Pantoffel“. Ein nicht gerade rühmenswürdiger Zustand für einen Vertreter des starken Geschlechts. Er entspricht auch weder den Bestimmungen des Schweizerischen Zivilgesetzbuches noch dem ursprünglichen deutschen Eherecht. Denn in alter Zeit war das Gehorchen selbstverständliches Frauenlos. Bis zu ihrer Verheiratung stand die Frau unter der „munt“ des Vaters (gleicherweise unterstanden übrigens auch die Söhne dem väterlichen Befehl). Verlobung und Verheiratung — sie wurden im Mittelalter nicht streng auseinandergehalten — brachten der Tochter nur den Wechsel des Herrn: Fortan war der Ehegatte ihr Vormund. Dabei spielte der Schuh von alters her eine wichtige Rolle. Der Bräutigam brachte der Braut einen Schuh. Sobald sie ihn angezogen hatte, war die eheherrliche Vormundschaft rechtskräftig geworden.

Die symbolische Bedeutung des Schuhs als Zeichen der Herrschaft geht ins höchste Altertum zurück und läßt sich bei den verschiedensten Völkern nachweisen. Natürlich verschaffte der Fuß dem Schuh diese hohe Bedeutung und Würde; denn wer bei Eroberungen mit seinem Fuß auf Land trat, drückte damit die Besitzergreifung aus. Dem überwundenen Feind wurde der Fuß auf den Nacken gesetzt. In Indien bedeutete das Übersenden der Sandalen die Unterwerfung.

In Deutschland herrschte vielenorts der Brauch, daß jeder der beiden Gatten unmittelbar nach der Eheschließung dem andern auf den Fuß zu treten versuchte. Wem dies zuerst gelang, der durfte auf die Herrschaft in der Ehe zählen. Im Gedicht vom Meier Helmbrecht — es entstand um die Mitte des 13. Jahrhunderts — heißt es nach der Schilderung seiner Heirat: „uf den fuoz er ir trat“.

(Aus den „Kulturgeschichtlichen Sprachbildern“, die Hans Sommer im Verlag Francke W.G. kürzlich herausgegeben hat, einer Sammlung von Wörtern und Redensarten, die wir täglich brauchen, deren eigentliche Bedeutung wir uns aber aus den Kulturverhältnissen früherer Zeiten erklären lassen müssen. Was ist es mit dem Hungertuch, dem Kerbholz, dem Bohnenlied, der langen Bank? Wir können die Sammlung nicht besser empfehlen als durch gelegentlichen Abdruck einzelner dieser Sprachbilder. Die Schrift ist 85 Seiten stark und kostet Fr. 2.80.)

Büchertisch

Das Bodenseebuch 1943. (30. Jahrg.) Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm-Donau. Herausgeber Dr. Karl Höhn, Konstanz. In der Schweiz zu beziehen vom Wanderer-Verlag Zürich. 118 S. Großformat, geb. 7 Fr., geh. 5.50.

Mitten durch Bodensee und Hochrhein zieht sich die staatlich-militärische Grenze, mit ihr heute auch die wirtschaftliche und eine geistige, und die Zeiten unbefangenen Geistesverkehrs hinüber und herüber sind eine Erinnerung an eine schöne Vergangenheit. Daß sie auch eine Hoffnung auf eine bessere Zukunft seien, dafür hilft diese Sammlung von Geistesgütern von beiden Seiten des Sees sorgen, und darum tut es wohl, daß es das immer noch gibt. Unter den 48 Verfassern stammen 19 aus der Schweiz, auch eine schöne Zahl der Urheber der Bildbeigaben. Mannigfaltig ist auch der Inhalt: sachliche Beschreibung und beschwingte Dichtung, Volkskunde und Kulturgeschichte, Kunst und Natur, Mensch und Landschaft in bunter Folge. Den Beginn macht eine ergreifende schweizerische Skizze „Gepäckmarsch“ von H. Mast; unser Prof. Blanke erzählt von den letzten Lebensjahren des heiligen Gallus, Syndikus Braun von Konstanz vom Stand der Vorarbeiten für den Ausbau der Hochreinstrecke Basel-Bodensee, Stadtpfarrer Endrich von Buchau von der „schönsten Dorfkirche der Welt“ (Steinhausen, zwischen Friedrichshafen und Ulm), Pfarrer Fahs von Alttau (Schurgau) von der St.-Leonhards-Kapelle zu Landschlacht (bei Münsterlingen). E. D. Marti von Marbach i. Rh. besingt begeistert das Rheintal und W. Schuffen die Wieland-Stadt Biberach. Der Fremdenverkehr im alten Konstanz, der Munot zu Schaffhausen finden ihre Darstellung, die Adlerwirtin zu Ermatingen ihre Huldigung. Aus einem Brief des Ostpreußischen Geschichtsforschers Gregorovius, der auf der Durchreise nach Italien einige Tage in Dachsen am Rheinfall zubrachte, lesen wir: „Die Schweiz bietet im Sommer den Anblick eines ewigen Festes (1863!) . . . Der Rhein, die Nebenberge, die friedlichen Dörfer und ihre freundlichen Menschen, all dies versetzt mein Gemüt in dichterische Stimmung.“ Wilhelm Schäfer steuert die fröhliche Geschichte vom Freiburger Herrgott bei, G. H. Heer die Zürcher Legende vom „Schwarzen Garten“ und Huggenberger die heitere und doch besinnliche Erzählung vom Namensvetter Gottfried Kellers; wahrhaft packend erzählt er aus seinem eigenen Leben. Zu seinem 75. Geburtstag hat E. Schlatter ein schönes Bild des vergeistigten Bauernkopfes beigezeichnet. Gedichte Huggenbergers, Ludwig Finkhs u. a. beleben die Beiträge, so auch die mannigfaltigen Bilder: Landschaften und Kunstwerke von Künstlern der Gegend. Man erlebt in diesem stattlichen Bande ein paar schöne Stunden Friedensferien am Bodensee. Und wenn man ihn genossen hat, eignet er sich noch vorzüglich — als Geschenk, besonders natürlich in der Ostschweiz.

Henri de Ziegler, „Wider den Strom“. Buchhandlung der Evangel. Gesellschaft, St. Gallen, 1943. Preis Fr. 3.50.

Dieses Büchlein ist eine für uns bedeutsame Neuerscheinung. Sein Hauptanliegen ist die Erhaltung unserer Freiheit. Die Freiheit des Individuums ist nach dem Verfasser überhaupt gleichzusetzen mit der Menschlichkeit und ist das, was die Schweiz erst zur Schweiz macht. Diese Freiheit hält er für zweifach bedroht: Erstens durch die kriegsbedingten Einschränkungen, an die man sich allzu leicht gewöhnen könnte. Zweitens durch die Ansteckung vom nationalstiftischen Geiste der Zeit, der viele Gemüter bei uns bereits erlegen sind, ohne es zu merken. Diese wollen einen schweizerischen Nationalismus hochzüchten, den Ziegler „Helvetismus“ nennt. Als eine seiner Haupterscheinungen betrachtet er den Versuch,